

Die Tragödie der liberalen Hegemonie

Warum wollen Demokratien die ganze Welt mit ihren Ideen und Werten beglücken?

Die Interventionen westlicher Staaten haben keine gute Presse. John Mearsheimer von der Universität von Chicago, der Doyen der neorealistischen Theorie, argumentiert in seinem neuen Buch („The Great Delusion. Liberal Dreams and International Realities“), eine liberale Außenpolitik im Namen von Menschenrechten und Demokratie sei eine Formel für Instabilität, Konflikt und endlose Kriege. Steven Walt von der Harvard-Universität schlägt in dieselbe Kerbe („The Hell of Good Intentions. America's Foreign Policy Elite and the Decline of U.S. Primacy“): Das außenpolitische Establishment in Washington habe die herausragende Stellung der Vereinigten Staaten nach dem Sieg im Kalten Krieg missbraucht, um Demokratie weltweit zu verbreiten. Dies sei ein gigantischer Fehlschlag gewesen: 7000 amerikanische Soldaten hätten diese Politik mit ihrem Leben bezahlt, Billionen Dollar seien verschwendet worden. Diese imperiale Überdehnung habe Donald Trump den Weg ins Weiße Haus gebnet.

Woher aber stammt der Hang von Demokratien, die ganze Welt mit ihren Ideen und Werten beglücken zu wollen? Und wer sind ihre wichtigsten politischen Exponenten? Eine Antwort auf diese Fragen geben nun neun deutsche Historiker und eine britische Historikerin im vorliegenden Sammelband. Alles begann in der Aufklärung, so Peter Schmied von der Uni Bonn, als Locke, Montesquieu und Kant argumentierten, Demokratie und Friede seien zwei Seiten derselben Medaille. Adam Smith und John Stewart Mill ergänzten dies mit der These, der Freihandel und der damit einhergehende Wohlstand machten zwischenstaatliche Konflikte eines Tages überflüssig. In den Ver-

einigten Staaten und Frankreich griffen die Revolutionäre 1776 und 1789 solche Gedanken begierig auf in ihrem Wunsch, den Bruch mit der Monarchie und die neue Staatsform zu legitimieren. Dieter Langewiesche, Professor emeritus an der Uni Tübingen, zeigt, dass Liberale schon im 19. und frühen 20. Jahrhundert Krieg als notwendiges Mittel der Politik akzeptierten, um National- und Verfassungsstaaten zu schaffen und die außereuropäische, angeblich unzivilisierte Welt zu kolonisieren.

Die meisten Beiträge des Sammelbands widmen sich allerdings den Protagonisten liberal-interventionistischer Ansätze in der realen Politik. Dass hier amerikanische und britische Präsidenten und Premierminister im Mittelpunkt stehen, ist aufgrund des Alters ihrer Demokratien und der weltpolitischen Führungsrolle dieser Nationen in den vergangenen beiden Jahrhunderten verständlich. Thomas Jefferson, William Gladstone, David Lloyd George, Woodrow Wilson, John F. Kennedy, Tony Blair und Barack Obama werden in eigenen Analysen behandelt. Natürlich lässt sich darüber diskutieren, warum nicht auch die Präsidenten Franklin Roosevelt, der Gründer der Vereinten Nationen mit ihren universellen Menschenrechten und Bezwingler der Nazis, oder George W. Bush, der getreu dem neokonservativen Dogma Demokratie mit Waffengewalt exportieren wollte, in die illustre Gemeinschaft aufgenommen wurden.

Unstrittig dagegen ist die zentrale Rolle Wilsons, steht sein Name doch bis heute geradezu synonym für den liberalen Internationalismus. Manfred Berg, Professor für Amerikanische Geschichte an der

Universität Heidelberg, zeigt, wie spät in seiner Amtszeit sich der 28. Präsident der Vereinigten Staaten zum Vorkämpfer für kollektive Sicherheit, nationale Selbstbestimmung, freien Handel und Demokratie entwickelte. Erst als die Entente und die Mittelmächte seine Vermittlungsangebote im Ersten Weltkrieg ablehnten, verkündete er am 22. Januar 1917 seine Vorstellung für die künftige Friedensordnung. Und erst in seiner Kriegsbotschaft am 2. April fiel seine berühmte Forderung: „The world must be made safe for democracy.“ Das entsprach Wilsons tie-



Jürgen Peter Schmied
(Herausgeber): **Kriegerische Tauben. Liberale und linksliberale Interventionisten vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart.**
V&R Unipress, Göttingen
2019. 206 S., 40,- €.

fen Überzeugungen, bot aber auch die notwendige moralische Legitimation, die kriegsunwilligen Bürger der Vereinigten Staaten zur Entsendung des Expeditionsheeres nach Europa zu bewegen. Dass es ihm bei der Friedenskonferenz in Versailles dann jedoch nicht gelang, einen auf seinen Prinzipien basierenden Vertrag auszuhandeln, beschädigte seine Reputation enorm. Das Scheitern des Diktatfriedens und der Absturz in den Zweiten Weltkrieg rehabilitierten allerdings Wilsons Ideen.

Joschka Fischer ist der einzige Nicht-angelsachse im Kanon der liberalen Interventionisten. Hans Kundnani vom Chatham House in London zeichnet seinen in-

tellektuellen und politischen Weg vom Kriegsgegner zum wichtigsten Befürworter einer Teilnahme Deutschlands am Kosovo-Einsatz 1999 überzeugend nach. Er zeigt, wie Fischer durch das Massaker an 8000 bosnischen Muslimen bei Srebrenica im Juli 1995 seine Position überdachte und sich der interventionistischen Haltung seines Freundes Daniel Cohn-Bendit annäherte. Verantwortung für Auschwitz bedeutete für ihn nun, Völkermord im Notfall durch militärische Gewalt unter Beteiligung deutscher Truppen zu verhindern. Langfristig verlor Fischer das Argument für humanitäre Interventionen jedoch. Heute behauptet, so stellt Kundnani zu Recht fest, fast niemand mehr, Deutschland habe eine besondere Verantwortung, Massaker und Völkermorde zu verhindern. Wie in anderen westlichen Demokratien haben sich nach den Erfahrungen von Afghanistan- und Irak-Krieg auch hier die Skeptiker durchgesetzt. Selbst Obama agierte trotz allen idealistischen Pathos militärisch selektiv und zurückhaltend. Statt auf Großinterventionen setzte er auf Drohnen, um Terrorverdächtige gezielt zu töten. Thomas Freiburger von der Uni Bonn verurteilt den Einsatz dieser Waffe und sieht die Ursache dafür im paranoiden Stil amerikanischer Politik. Am Ende sei Obama mit seinem Versuch gescheitert, das Gleichgewicht zwischen Freiheit und Sicherheit zu finden.

Was man sich am Ende des anregenden Sammelbands gewünscht hätte, ist ein Beitrag, der die Erkenntnisse der einzelnen Aufsätze in Verbindung setzt und generelle Schlüsse zieht. Aber das versäumen fast alle Werke dieser Gattung.

STEPHAN BIERLING